



Surui-Männer im Reservat: Vor 41 Jahren wurden sie entdeckt, jetzt jagen sie Holzdiebe per Satellit

BRASIL IEN

Der globale Indianer

Das Volk der Surui kämpft gegen die Abholzung seines Regenwaldes: nicht mit Pfeil und Bogen, sondern mit Internet, GPS und Google Earth. Demnächst will es in den weltweiten Emissionshandel einsteigen.

Der Chief dreht die Erde vor sich. Kopenhagen, Bristol, Washington, er liebt es, mit Google Earth von einem Kontinent zum anderen zu springen, es ist wie eine Sucht. Was er in Bristol macht? „Ich weiß es nicht“, sagt der Chief. „Ich schaue nur.“ Die Erdkugel dreht sich weiter, dreht sich bis Brasilien, und Chief Almir Narayamoga Surui, 35, geboren auf dem Boden einer Hütte im Regenwald, zoomt auf ein plumpe grünes Dreieck mitten im Braun,

die Grenzen sind wie mit dem Lineal gezogen.

„Das hier ist unser Land, 2428 Quadratkilometer Regenwald“, sagt er, fast dreimal so groß wie New York City, Heimat von 1300 Menschen vom Volk der Surui: Terra Indígena Sete de Setembro. Benannt nach dem Tag des ersten offiziellen Kontakts mit der Welt der Weißen, am 7. September 1969. Nur 250 von 5000 der Surui überlebten das, was sie bis heute noch immer nur „contato“, den Kontakt,

nennen, sie starben an Hunger, an der Zivilisation, vor allem an Windpocken. Bis die Moderne zu ihnen kam, hatten sie zurückgezogen in ihrem Reservat gelebt und den Wald nicht verlassen.

41 Jahre später sitzt Chief Almir in einem hellgrünen Häuschen am Ort des ersten Kontakts, inzwischen ein Vorort der Stadt Cacoal am Highway BR-364, Bundesstaat Rondônia im Nordwesten Brasiliens. Ein kleiner, stämmiger Mann mit einem Kopf, der wie ein Felsbrocken zwi-

PHIL SPENGER

schen seinen Schultern sitzt, darin kleine, wache Augen. Vor ihm steht ein schwarzes Mini-Notebook, hinter ihm an der Wand hängt ein Pfeil mit Vogelfedern.

Von hier führt der Chief seinen Kampf gegen die Abholzung des Waldes der Surui, er führt ihn mit Hilfe des Internets, mit Google Earth und GPS. Er redet von Satellitenbildern, von einer Million Bäumen, die er pflanzen, und von 16,4 Millionen Tonnen Kohlendioxid, die er am globalen Emissionsmarkt zu Geld machen will.

Die Surui werden eines der ersten indigenen Völker sein, die die Welt bezahlt, damit sie ihren Wald erhalten. NGOs und Investmentbanker, Anwälte und Manager beraten sie dabei, aber entscheiden werden am Ende sie selbst: 1300 Eingeborene in einer großen Versammlung. Almir Surui glaubt, dass sie die Moderne brauchen, um das Alte zu erhalten, dass sie nur so ihren Wald retten können, ihre Kultur, ihr Volk. Es ist ein Experiment mit offenem Ausgang, für die Surui und für die Welt.

40 Prozent des tropischen Regenwalds liegen im brasilianischen Amazonasgebiet, hier wird sich zuerst zeigen, ob der Kampf gegen Abholzung und Klimawandel gewonnen werden kann. Und auch, was passiert, wenn das nicht gelingt.

130 000 Quadratkilometer Wald wurden im vergangenen Jahr abgeholzt oder abgebrannt, davon mindestens 10 000 Quadratkilometer in Brasilien, das ist die niedrigste Zahl seit Jahrzehnten, aber immer noch zu viel. 20 Prozent des Amazonas-Regenwalds sind bereits verschwunden, genauso viel beschädigt. Im Verhältnis zur Waldfläche ging hier am meisten verloren, im Bundesstaat Rondônia.

Das Reservat Sete de Setembro überlebte, ein grüner Keil zwischen Farmen, Dörfern und Straßen. Es blieb, weil die Surui Siedler und Holzfäller vertrieben, Eisenketten über die Straßen spannten und ihre Dörfer verlegten, um die Einfallschneisen in ihr Reservat kontrollieren zu können. Aber 2428 Quadratkilometer sind zu groß, als dass 1300 Indios sie dauerhaft hätten beschützen können. Die Surui verloren 7 Prozent des Waldes. Sie retteten 93 Prozent. Es ist der letzte Wald in diesem Teil von Rondônia, wo noch immer 4000 Menschen vom Holz leben.

Aber fangen wir von vorne an, sagt der Chief. Fahren wir nach Lapetanha.

Er steigt in seinen Pick-up und fährt vorbei an Tankstellen, Schrottplätzen und Stundenhotels, dann an Sojafeldern, an Bananenplantagen, schwarzweißen Holstein-Rindern, sie stehen auf Weiden voller verkohlter Baumstümpfe. „All das war einmal unser Land“, sagt er, bescheiden, leise, in weichem Portugiesisch. Wie es früher aussah, das weiß er nicht mehr, der Wald war schon verschwunden, als er mit 14 das Dorf zum ersten Mal verließ. Auch an die Kämpfe kann er sich kaum erinnern, an den Vater, der die Siedler aus

dem Reservat vertrieb. Er mit Pfeil und Bogen, sie mit Gewehren. „Ich erinnere mich nur an die Angst“, sagt Almir Surui.

Die Angst ist das, was geblieben ist. Die Menschen am Straßenrand starren Almirs Wagen hinterher, immer feindseliger, je näher er dem Reservat kommt. Viele sind Holzfäller, sie haben früher im Reservat gelebt. Vor drei Jahren haben sie 100 000 Dollar für seinen Kopf geboten, die Holzfäller und Sägemühlenbesitzer, der Chief floh, bis nach Amerika.

Eine Stunde dauert die Fahrt, es ist eine Reise in die Vergangenheit, von einer Welt in die andere.

Die eine Welt ist die, in der er zwei Frauen hat, eine in Cacoal, eine in Porto Velho, zusammen fünf Kinder, ein Haus mit Garten und Dackel. In dieser Welt ist er so etwas wie der Außenminister der Amazonasvölker. Er hat 26 Länder bereist, er war bei der Uno in New York, beim Klimagipfel in Kopenhagen und bei Prinz Charles in London, bald will Al Gore ihn



Chief Almir im Dorf Lapetanha
„Ich verehere die moderne Technik“



besuchen. Im Dezember wurde er von der brasilianischen Zeitschrift „Época“ unter die hundert wichtigsten Brasilianer gewählt, zusammen mit dem Fußballer Kaká, dem Model Gisele Bündchen und dem Schriftsteller Paulo Coelho. Er ist Mitglied in zwei Regierungskommissionen, bei den Wahlen im Sommer kandidiert er als Abgeordneter der Grünen.

Die andere Welt ist Lapetanha, das Dorf im Reservat, in dem er geboren wurde, in dem sie ihn mit 17 Jahren zum Chief gewählt haben, weil sein Vater schon Häuptling war und vielleicht auch, weil sie ahnten, dass er etwas Besonderes ist. In dieser Welt gibt es Würmer zu essen und erst seit vier Jahren Elektrizität, dort malt er sich an Festtagen mit Pflanzenfarbe die Striche und Punkte auf den Körper, die auch jetzt noch blassblau auf seiner Haut schimmern.

Es ist eine Welt, in die erst vor 41 Jahren die Moderne eindrang, Arbeiter schlugen damals eine Schneise durch den Wald und begannen eine Straße zu bauen. Mit der Straße kamen Siedler, Rinder, Autos, Telefone; heute steht in vielen Dörfern eine Kühltruhe, in die sie die Nabelschweine legen, die sie mit Pfeil und Bogen erlegen.

Diese andere Welt beginnt am Ende der Felder, wo der Wald plötzlich wieder dicht ist, ein schmaler Weg führt hindurch ins Dorf: mehrere Hütten, eine Schule, eine Kirche, drei Computer, 102 Einwohner. Almir Surui bremst mit seinem Pick-up vor dem Holzhaus seiner Eltern. Marimop, der Vater, liegt in der Hängematte, 87 Jahre alt, er trägt ein Hemd aus grünem Krepp und orangefarbene Shorts. Die Mutter hockt am Boden und bohrt Löcher in den Panzer eines Gürteltiers.

Über die Gesichter der beiden Alten laufen zwei blaue Linien, Symbol der Surui, erklärt der Vater, früher trugen alle Männer und Frauen die Tätowierungen. „Aber die jungen Leute wollen das nicht mehr.“ Fragt man ihn, was sich seit ihrem unfreiwilligen Anschluss an die Welt verändert hat, sagt er: „Der Wald und das Wetter wurden von den Geistern im Gleichgewicht gehalten, aber die Geister sind nicht mehr wie zur Zeit der großen Ruhe.“ Wie vor 1969.

Mit der Ruhe gingen die Traditionen verloren, vor allem der Stolz: Die Surui wurden als Dummköpfe und Faulenzer beschimpft, sie schämten sich, Indianer zu sein. Seither versuchen sie, möglichst brasilianisch auszusehen. Wenn sie in die Stadt fahren, tragen sie faltenfreie Hemden und blank polierte Schuhe. Wer es sich leisten kann, legt weiße Fliesen auf seine Terrasse, ganz wenig besitzen ein Auto. Und der wichtigste Mensch im Dorf ist nicht mehr der Schamane, sondern ein Mann aus Deutschland. Je-

den Mittwoch kommt der Missionar ins Dorf und predigt, hauptsächlich die Apokalypse und die Genesis, viel mehr ist noch nicht übersetzt.

Wenn man den Chief so sieht, zwischen seinen Eltern, dann ahnt man, wie weit sein Weg war, als er aufbrach in die andere Welt. Er war der erste Surui, der studierte, Biologie, er ging nach Goiânia, eine Stadt mit 1,2 Millionen Einwohnern, wo seine Kommilitonen ihn schnitten, weil er nicht redete, nicht aussah, nicht aß wie sie: nur weich gekochtes Fleisch, am besten Schwein, kein Gemüse, keine Sauce. Die Surui haben sich in vielem angepasst, im Essen nicht.

Er flüchtete ins Internet, schloss sich dem Kampf gegen die Weltbank und deren Entwicklungsprojekt Planaflo an, das neue Straßen, Staudämme und Siedlungen in den Stammesgebieten vorsah, aber die Ureinwohner ignorierte. Sie kämpften, Indianer gegen Weltbank, und sie gewannen. Als der Chief zurückkam ins Dorf, brachte er einen Computer mit und eine Idee: dass die Surui nur überleben, wenn sie beide Welten vereinen, Technik und Tradition. Es war der Beginn einer neuen Ära.

Sein Vater jagt noch immer mit Pfeil und Bogen, Almir Surui besitzt jetzt ein iPhone. „Ich verehere die moderne Technik“, sagt er, es klingt wie ein Glaubensbekenntnis. Er hält das iPhone in der Hand, ohne Empfang, er lässt es trotzdem nicht los. Der Blick wandert auf das stumme Display, er würde jetzt gern seine E-Mails lesen, im Internet surfen, er würde sich dann googeln, wie er es oft tut, wenn er sich langweilt. Gestern hatte er 49 600 Treffer, das beruhigt, sagt der Häuptling, wer 49 600 Treffer hat, stirbt so schnell nicht aus. Er hat fünf verschiedene E-Mail-Adressen und 324 Facebook-Freunde, einer davon ist Evo Morales.

Almir Surui, der Mann aus dem Wald, ist jetzt berühmt.

Es war 1997, das Jahr des Kyoto-Protokolls, als alles anging. Almir Surui war 22, und er machte einen 50-Jahres-Plan, so einfach und doch so besonders: Die Surui sollten die Narben, die die Holzfäller in ihr Reservat geschlagen hatten, selbst wieder schließen. Damit ihr Wald in 50 Jahren wieder so sein würde wie früher. Nur so, sagte Almir Surui, wird unser Volk überleben. Denn es gab auch immer die anderen, die Surui, die mit der Holzmafia zusammenarbeiteten. Manche aus Armut, manche aus Gier.

Die Worte des Chief überzeugten fast alle, sie begannen, Setzlinge zu züchten und zu pflanzen. Langsam wuchs der Wald. Sie pflanzen noch immer, auch an

diesem Tag, trotz Regen und Hitze. Açai, Ipé, Paranuss, Mahagoni. Kinder, Frauen, Alte, alle sind dabei. Sie schlagen eine Schneise in das Dickicht, das aussieht wie ein Wald, aber keiner mehr ist, nur Gerümpel, Palmen, Farne.

Mittendrin steht Thomas Pizer, ein Schweizer von der Organisation Aquaverde, die Arme zerstochen von Mücken. Almir Surui habe ihm eine E-Mail geschrieben, erzählt er, vor sechs Jahren war das. Almir schrieb: „Auf deiner Website heißt es, du würdest Aufforstung am Amazonas machen. Wenn das stimmt, dann hilf uns.“ Er hatte Word-Dokumente und Excel-Tabellen angefügt. „Excel-Tabellen, mitten aus dem Regenwald“, sagt der Schweizer, er lacht. Er überwies Geld für 500 Setzlinge an die Surui, sie pflanz-



Brandrodung im Regenwald: 120 Millionen Dollar dafür, dass der Wald nicht abgeholzt wird

ten 1900. „Es gibt in ganz Brasilien kein anderes indigenes Volk, das sich so für die Wiederaufforstung seiner Wälder einsetzt“, sagt er.

120 000 Bäume haben die Surui inzwischen gepflanzt, 40 000 sollen in diesem Jahr dazukommen. Aber von einer Million neuen Bäumen, dem Traum von Almir Surui, sind sie trotz allem weit entfernt. Auch weil die Holzdiebe noch immer kommen. Almir nimmt ein Blatt Papier, er malt das Reservat auf, daneben einen Kreis. „Die Behörden stellen den Holzfällern eine Lizenz aus, dass sie da fallen dürfen“, erklärt er und deutet auf den Kreis. „Aber da gibt es keine Bäume mehr. Also dringen sie in unser Reservat ein und behaupten, das Holz sei legal gefällt worden.“

Erst vor einer Woche haben sie wieder illegale Holzfäller ertappt. Drei Lastwagen, bis oben voll beladen mit Mahagoni; Lastwagen, die der Gemeindeverwaltung im Nachbarstaat Mato Grosso gehören. „Der Bürgermeister macht da mit, das ist hier üblich“, sagt Almir. Er glaubt nicht mehr an den Staat, nicht an dessen Plan, bis 2020 die Abholzung um 80 Prozent zu senken. Almir Surui, der Häuptling aus dem Regenwald, glaubt nur noch an die Macht des Wissens.

Und so wandte er sich vor drei Jahren an die Firma mit dem meisten Wissen der Welt: Google Inc. Er betrat das Raumschiff, 1600 Amphitheatre Parkway in Mountain View, Kalifornien, mit einem Federkranz auf dem Kopf und verlangte nach einem Termin. Sie gaben ihm 30 Minuten und re-

deten drei Stunden. Einige Monate später kam Google nach Lapetanha. Mit Laptops und Satellitentelefonen, mit Kameras und Videobeamern. Und die Surui tippten ihre ersten Fragen an die Welt in die Google-Suchmaske: Desmatamento Amazônia, Abholzung in Amazonien.

Sie drehten ein YouTube-Video, bauten eine Website, lernten die Wörter Blog, Lay-over und 3 D. Sie erfanden sogar ein eigenes Wort für Google in ihrer Sprache Tupi-Monde: Ragogmakan – der Bote. Weil Google die Botschaft über die Surui und ihren Plan in die Welt trägt.

Der Chief möchte das Reservat eines Tages vollständig digitalisieren. Am ersten Schritt arbeiten sie schon, sie wollen eine selbsterstellte Karte ihres Waldes in Google Earth zeigen, man soll sich Fotos

angucken können, wenn man am Bildschirm über das Reservat fliegt, und Videos, in denen die Stammesältesten von ihren Traditionen erzählen. Und unten im Wald sollen dann Surui in einer Hütte aus Palmblättern an ihren Computern sitzen und Zentimeter für Zentimeter die Satellitenbilder nach Eindringlingen absuchen, die der chinesisch-brasilianische Satellit CBERS III bald funkten wird, in Höchstauflösung, kostenlos.

Bis dahin müssen sie sich mit den Satellitenbildern von Google Earth zufriedengeben, deren Auflösung ist gering. Aber es hat gereicht, um Dutzende Stellen ausfindig zu machen, an denen Holzdiebe und Goldsucher eingedrungen sind, sie haben sie vertrieben und tonnenweise Holz beschlagnahmt. Es war ein Vorge-

Sprache, für die Surui würde Business as usual bedeuten, dass innerhalb von 50 Jahren 30 Prozent ihres Waldes verschwunden wären. Und bis Ende des Jahrhunderts womöglich alles.

Deswegen schaukelt Almir Surui jetzt in seiner Hängematte, nagt an einer Nabelschweinrippe und nennt eine ungeheure Zahl: 120 Millionen Dollar. Das ist der Preis für 44 Jahre Waldschutz, für 16 475 469 Tonnen Kohlendioxid weniger in der Atmosphäre. Mögliche Käufer sind Firmen, die sich freiwillig am Emissionshandel beteiligen, aber auch Investmentbanken, Broker, Regierungen. Kalifornien wäre ein Kandidat, weil dort Emissionsenkungen vorgeschrieben sind.

Der Chief kennt die Kritik an Redd, dass es zu kompliziert sei, dass sich damit

soll in einen Fonds fließen, mit dem sie Firmen kaufen und Jobs in der Region schaffen, nicht nur sie sollen profitieren, sondern auch ihre Feinde, die Holzdiebe.

Der Chief redet von einem Businessplan, von Surui-Kaffee, Rendite und einem wachsenden Kapitalstock, er redet wie ein Unternehmer, und er wird auch bald einer sein: Als CEO wird er mit anderen Surui den Aufsichtsrat des Fonds leiten. 15 Surui studieren derzeit, Betriebswirtschaft, Biologie, Tourismus, sie sollen demnächst die Geschäfte führen.

Die Jungen hoffen, dass der Emissionshandel die Zukunft ins Dorf bringt. Die Alten hoffen, dass der Emissionshandel die Tradition ins Dorf zurückbringt.

Almir ahnt, dass es ein Balanceakt wird. Er hat die Surui zu Hightech-Indianern gemacht, gleichzeitig will er, dass sie ihre Kultur bewahren. Manchmal, sagt er, da verzage er, da fürchte er, es gehe beides nicht zusammen. „Aber welche Alternative haben wir?“ Er zuckt mit den Achseln: Es gibt keine.

Die alte Welt und die neue, beides miteinander kann man am Abend im Dorf beobachten. Der Regen fällt, dicht wie ein Vorhang, und in einer der Hütten steht ein Laptop auf einem Stuhl, darauf läuft ein Video, aufgenommen beim Mapimai, dem Fest der Entstehung der Welt. Zwei Clans treten dabei gegeneinander an, sie bemalen sich, schmücken sich mit Federn, und dann geht es darum, wer am meisten Maisbier trinken kann. Männer torkeln herum, lachen, schunkeln, kotzen, und vor dem Laptop sitzen jetzt die Kinder des Dorfs und lachen. Es folgt ein Video von Almir bei seiner Rede auf dem Gipfel in Kopenhagen.

Der Chief sitzt daneben, nachdenklich, die Euphorie aus Kopenhagen ist verfliegen. Der Chief denkt daher schon weiter, er denkt



Häuptlinge Almir, Tashka Yawanawa mit Prinz Charles: 324 Facebook-Freunde, 49 600 Google-Treffer

schmack auf die Zukunft, die im Oktober beginnen soll. Dann steigen die Surui in den globalen Emissionshandel ein.

Vor drei Jahren hat Almir Surui zum ersten Mal dieses Wort gehört: Redd. Rettung, sagt er. Übersetzt heißt das: Reduktion von Emissionen aus Entwaldung und Schädigung von Wäldern. Er lernte, dass Wälder Kohlenstoffspeicher sind und die Welt bereit ist, Geld dafür zu zahlen, wenn dieser Kohlenstoff in den Bäumen bleibt. Bezahlt wird nicht dafür, dass irgendwo ein Wald steht, sondern dafür, dass seine Zerstörung verhindert wird.

Die Surui haben deshalb eine Simulation in Auftrag gegeben, um zu sehen, was passieren würde, wenn sie ihr Reservat nicht schützen würden. Business-as-usual-Szenario heißt das in der Redd-

die Natur der Finanzmarktlogik unterordne, dass viel Geld bei der Transaktion verlorengehe, und auch, dass nicht einmal gesichert sei, ob Redd tatsächlich helfe, das Klima zu schützen.

Aber wenn es gut läuft, dann könnte Redd den indigenen Völkern ihren Stolz zurückgeben, sie zu Leuten machen, die die Welt künftig ernst nehmen muss. Dann könnten die Surui ein Modell sein dafür, wie Indigene von und mit ihrem Wald leben können.

Die Surui wollen mit einem Teil des Geldes neue Häuser bauen und noch mehr Bäume pflanzen, es soll ein Krankenhaus geben, eine bessere Schule, Computer für alle, Renten für Alte und Kranke. Ein Mini-Wohlfahrtsstaat für die Surui. Der andere Teil der Emissionsmillionen

an Abu Dhabi in den Vereinigten Arabischen Emiraten. Ein Wüstenland, schon richtig, sagt Almir. Aber da am Golf haben sie das höchste Gebäude der Welt, eine Insel in Palmenform und eine Skispiste, warum nicht einen Regenwald? Eine Firma aus Abu Dhabi hat ihn angerufen, gefragt, ob das ginge: einen Regenwald aufbauen, mitten in der Wüste.

15 Millionen Dollar brauchte er, hat Almir Surui den Scheichs gesagt, und eine Halle außen herum natürlich. Die Verwaltung würden die Surui übernehmen, vom Gewinn aus den Eintrittsgeldern würden sie das Land um ihr Reservat zurückkaufen, das ihnen einst gehörte. Almir Surui lächelt. Es ist das Jahr 13 seines 50-Jahres-Plans. Er hat gerade erst angefangen.

JULIANE VON MITTELSTAEDT